

## Baracken für alle

Von Dirk Schümer, 29.05.2016

### **In Zeiten der Migration entdeckt die Architekturbieniale in Venedig das ephemere Bauen neu. Der deutsche Pavillon ist voller Löcher und träumt von einem Land ohne Grenzen**

Achtundvierzig Tonnen Ziegelsteine. In großen Haufen geschichtet zu Tischen und Sitzgelegenheiten, symbolisiert der Bauschutt des deutschen Biennalepavillons in Venedig, was sich in den letzten zwölf Monaten in Deutschland alles so getan hat: "Der Pavillon ist offen. Deutschland ist offen." Mit grimmigem Behagen und germanischer Eindeutigkeit verkünden die Kuratoren ihre Frohbotschaft am Eingangsloch: "Von Mai bis November 2016 wird es keine Türen im deutschen Pavillon geben. Tag und Nacht steht er offen." Eine klarere und zugleich komischere Symbolik für die Willkommenskultur, die im Pavillon unter dem Rubrum "Making Heimat" gefeiert wird, hätte man wirklich nicht ersinnen können.

Indem sie mit dem Presslufthammer argumentieren, manifestieren die Kuratoren Anna Scheuermann, Peter Cachola Schmal und Oliver Elser den Umbruch, den die weltweite Migration in diesen Jahren fürs Bauen bedeutet: Wo Millionen ankommen, werden Camps zum Regelfall. Darum ist jetzt Schluss mit den postmodernen Solitär villen nach Entwürfen von Stararchitekten. Schluss auch mit blank polierten Hochhäusern für Banken und Multinationals. Schluss mit dem Biedermeier von Häuslebauern und Altbaurenovierern. Stattdessen, nicht nur im deutschen Pavillon, euphorisiert die improvisierte Nachkriegsarchitektur ab 1945 mit Modulbauten, Baracken und Zelten die gesamte Innung. Schließlich heißt der Obertitel dieser weltweiten Mustermesse des Bauens: "Reporting from the front." Krieg herrscht. Soll also keiner in seinem begrünten Wohngebiet mehr glauben, es gäbe in Deutschland noch Komfortzonen.

Unterm Druck der Ankömmlinge heißen die neuen Metropolen Offenbach, Hünfeld, Remscheid, Duisburg – also überall dort, wo sich die Migranten in preiswertem Wohnraum sammeln. "Making Heimat" feiert auf zahlreichen Fotowänden die Hässlichkeit und Armut dieser Gegenden als Sieg der Durchmischung, als Abschied vom langweiligen Provinzialismus. "Keine Angst vor ethnisch homogenen Vierteln," heißt es da im schönsten Soziologendeutsch, "sie ermöglichen Netzwerke". So kann man Slums und No-go-Areas natürlich auch verklären. "Die besten Schulen", schwärmen die Kuratoren, "sollten in den schlechtesten Vierteln sein, um die Kinder zu qualifizieren."

Hat man das nicht alles schon mal gehört? War das nicht auch das Architektenversprechen bei den gigantomanischen Betonburgen der Sechzigerjahre, in denen heute Elend und Drogen herrschen? Doch dafür hat die Fluchtwelle nach Deutschland immerhin gesorgt: Die Lust am neu gebauten Slum ist wieder da.

Es ist diese offen ausgelebte Freude am Verfall, die den ganzen Ansatz als zutiefst bürgerliche Sozialromantik entlarvt. Wer kann, gerade als Migrant, zieht hier nämlich schnellstmöglich wieder weg. Für die Ästheten der Armut ist das schade. Der vietnamesische Großmarkt in Berlin-Lichtenberg mit auf Asphalt gegrillten Schweinefüßen wird für sie genauso zum Idealtypus neudeutscher Urbanistik wie Sexshops und Halalmetzgereien in zugesprayten Abrisshäusern. Schaut her! Das ist das neue, vitale, offene Durchgangsdeutschland! Den Katalog darüber kann man sich dann in der hübsch-hässlichen Ethnotüte mit Ministeriumsaufdruck und arabischen Schriftzeichen einpacken lassen.

Überhaupt dürfte es die juristische Eigentümerin des Pavillons, die deutsche Ministerin für Bau und Reaktorsicherheit, freuen, dass im Triumph des postbellischen Fertigbaus die Frage nach dem Recht eine klare

Antwort bekommt: "Die Tolerierung nicht gänzlich rechtskonformer Praktiken kann sinnvoll sein." Das gilt sicher nicht für die verzweifelte Hausbauer, denen das Baurecht die Treppensteigung und einen überdachten Fahrradstellplatz vorschreibt. Eher findet es die Architekturtheorie kreativ, wenn Zuwanderer in den Billigreihenhäusern von Remscheid-Rosenhügel ihre Fensteröffnungen mit dem Stemmeisen vergrößern.

Unter dem Gesichtspunkt der baulichen Buntheit hat man die vielen Traglufthallen und Containerburgen für Migranten noch gar nicht betrachtet. Doch stehen weitere Nutzungen der Flüchtlingsheime hier bereits im Kleingedruckten: Studenten können einziehen. Kleinfamilien könnten sich dort endlich wieder Wohnraum "in städtischer Dichte" leisten. Baracken für alle – das wird vollmundig zur neuen architektonischen Utopie ausgerufen, die in ihrem Puritanismus jedoch nicht recht zum antikapitalistischen Gestus passen will.

Im britischen Pavillon nebenan wird ohnehin deutlich, dass sich Hedgefondsmanager in ihren Parkvillen die Zukunft des Wohnens gewiss ganz ähnlich vorstellen. Da ist ein doppelstöckiges Miniwohnglo mit Bullauge zu besichtigen, das sich auf einer Brachfläche in South-Kensington ein urbaner Yuppie bestimmt schon für eine halbe Million Pfund leisten können. Schlafen, Duschen und WC auf acht Quadratmetern – was braucht der Angestellte denn mehr? Urkomisch, dass die Lösung des Wohnraumproblems unter der Überschrift "Space for living, not speculation" angepriesen wird. Überhaupt reflektiert diese Biennale unter Oberaufsicht des chilenischen Favelaspezialisten Alejandro Aravena überhaupt nicht, dass es etwas anderes ist, einem Obdachlosen in Rio erst einmal ein Dach zu beschaffen, als einem arbeitenden Menschen in München oder Paris würdigen Lebensraum zu bieten. So ist die Ästhetik des Slums verdächtig allgegenwärtig. Pappwände aus Tetrapak stehen für die Schönheit des Recycling; als Isolationsmaterial halten alte Bücher her; Ziegel können aus Bauschutt gebacken, Fundamente aus zerstampftem Glas gelegt werden. Und die Bauherren sollen am besten wie in der DDR in der Freizeit selbst mit anpacken. Allerorten preisen Stadtplaner ihre von Ungelernten hochgezogenen Modulhochhäuser mit 26-Quadratmeter-Billigwohnungen oder ihre Zip-up-Fertigbauteile im Reißverschlussverfahren.

Oder wir treten direkt ein in die Ära des ephemeren Bauens, das früher Zelten genannt wurde. Im "Padiglione Italia" lernt man viel über temporäre Großstädte für Hunderttausende, die bei Hindufesten inklusive Asphaltstraßen für ein paar Tage entstehen und dann wieder verschwinden. Sogar die Theresienwiese fürs Oktoberfest – immerhin sechs Millionen Bewohner und in ihrer Art Alltagsflüchtlinge auch sie – wird wohlwollend begutachtet. Wohingegen die luxuriösere Wohnraumlösung Kreuzfahrtschiff, die in Venedig direkt an den Pavillons entlangfährt, leider vergessen wurde. Besonders im Blickfeld stehen stattdessen die gar nicht so ephemeren Militärcamps in den Kriegszonen dieser Welt. Der niederländische Pavillon untersucht, wie man die Hüttenlager der Uno-Blauhelme in Subsaharien zu lebendigen Souks unterm Moskitonetz umgestalten kann. So geht nachhaltige, praktische Architektur aus den Humankatastrophen des Planeten organisch hervor. Da reibt sich schon kein Besucher mehr die Augen, wenn in den Hallen des Arsenalle voll Stolz der praktische Komfort der mongolischen Jurte vorgeführt wird. Leben wir nicht alle längst in Transitzonen? Sollten bald noch viel mehr Menschen in Offenbach – schon der Ortsname ist ja Programm – ankommen, kommt man in so einer mobilen "arrival city" auch im Zelt gut über den Winter.

Es ist wundersam zu erleben, wie sich unterm Druck des Marktes und der Demografie alle schönen Versprechungen der Architektur in Luft aufgelöst haben. Vor zwei Jahren noch feierte Kurator Rem Koolhaas das Bauen als wundervolle Zivilisationsleistung, mit allen Techniken vom Höhlenmenschen bis zum Hightech: Ziegelbrennen, florale Statik, Begrünung, Ornament, Wasserleitung. Zwei Jahre später soll der verzweifelte Kunde froh sein, wenn neben Klo und Mikrowelle noch eine Primel passt. Hat mal jemand darüber nachgedacht, dass aus diesem "informellen Bauen", ob in Remscheid oder Rio, auch formlos und trist gelebt wird?

Was im globalen Architekturkrieg auf Deutschland zukommt, führt neben dem so patriotisch-zugigen Pavillon die Zukunftsvision "Neubau" der Kölner Sozietät "BeL" im Arsenalle vor: Akkurate Maquettes erinnern an Tausende von Flüchtlingsiedlungen nach 1945, die mit ihren rechteckigen und kargen Zweistöckern als kollektive "Königsberger Straße" in jeder deutschen Stadt herumstehen. Statt solcher aus Kriegsschutt

errichteten Neubürgervierteln sollen nun, so zeigt es gegenüber das Berliner Modell des "Aleppoer Wegs" verdichtete Wohnblocks für Zuwanderer mitten in die Städte geklotzt werden. Man kann nur die Daumen drücken, wenn ausgerechnet das Land, das keinen Flughafen und keine Philharmonie stemmt, der Restwelt vorführen will, wie man zwölf Millionen Migranten reibungslos unterbringt.

Im allzeit krisengebeutelten Italien ist man traditionell weniger großspurig. Im Nationalpavillon der Gastgeber steht Renzo Piano mit ein paar Gästen neben einem Stapel Öko-Aschenbecher vor Fototafeln seiner letzten Projekte und spricht ganz leise. Er erzählt vom bescheidenen Bauen. Er zeigt seine kleine Holzphilharmonie in Schnellbauweise fürs Erdbebengebiet von L'Aquila. Oder den beleuchteten Rugbyplatz für die Straßenkinder im monströsen Betongetto von Catania. Piano steht heute für eine eher resignierte, kleinräumige Architektur, die die Folgeschäden von Architektur zu beheben versucht.

Diese Skepsis hebt sich wohltuend ab von den selbstgewissen und schrillen Willkommensfanfaren der Deutschen, die – wie schon Jan Böhmermann treffend erkannte – ja gerade auf ihren Antipatriotismus ungemein stolz sind. Bis November ist Deutschland, Pardon: sein Pavillon also offen. Offen für Vandalen, Wind und Regen. Keine Tür, keine Grenze mehr, nirgends. Die liebenswürdigen Betreuerinnen am Ziegeltresen werden noch schwitzen und leiden, wenn ab Juli Tropenhitze und Mückenschwärme durchs Gemäuer ziehen. Aber sie wissen ja, dass sie es fürs Vaterland tun. Und noch ein Wort zur Symbolik des Deutschlandpavillons, von dem unklar bleibt, ob er nun zum Ein- oder zum Auswandern einladen möchte. Für ein Gebäude mit Löchern in der Wand gibt es ein spezielles Wort: Ruine.